

*Wer braucht schon teure Alarmanlagen, wenn es – wie
in Elm – Nachbarn gibt, denen man vertraut?
Bild rechts: Strickliebhaberinnen treffen sich einmal in der
Woche im Restaurant Mühle in Mühlehorn am Walensee.*



DER GRÜEZI-FAKTOR

Warum die Schweiz in der Stadt mehr zetbröckelt als auf dem Land



wie wichtig dort offenbar noch immer ist, ob jemand katholisch oder protestantisch ist. Apropos: Religiöse Menschen, so haben Freitag und seine Berner Mitforscher aus einem Berg von Umfragedaten herausdestilliert, verfügen über mehr Sozialkapital als Nichtgläubige, weil sie ihren Mitmenschen mehr vertrauen.

Der Politologe sieht in der Schweiz ein «ideales Forschungslabor» für sein Thema, nur ist er ein bisschen verwundert darüber, dass es bislang kaum öffentlich diskutiert wurde – ausgerechnet im Land der Miliz und der Migros, die ihre Zeitung «Brückenbauer» einst «Das Wochenblatt des sozialen Kapitals» nannte.

Sozialkapital, muss Freitag Uneingeübte regelmässig aufklären, hat weder mit Sozialismus noch mit Geld zu tun, zumindest nicht direkt; der Begriff «beschreibt den Wert sozialer Beziehungen. Von diesem sozialen Kitt und Vitamin B können Einzelne wie ganze Gruppen, Gemeinden, Kantone oder Nationen profitieren und Erfolge in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erzielen.»

Folgt man dem Harvard-Politologen Robert Putnam, der den Begriff nebst den Soziologen Pierre Bourdieu und James Coleman geprägt hat, dann hat es noch viel mehr damit auf sich: «Soziales Kapital macht uns gescheiter, gesünder, sicherer, reicher und eine Demokratie gerechter und stabiler.»

Nur Grüezi zu sagen reicht nicht aus dazu – wobei: Selbst ein banaler Gruss ist längst nicht so banal, wie er klingen mag. Fragen Sie sich einmal, wen Sie in Ihrer Strasse grüssen. Und warum. Und wen nie. Oder nur, falls er Sie zuerst grüsst. Letzteres wäre für den Sozialkapitalforscher ein klassischer Fall von Reziprozität, auf gut Deutsch: Wie du mir, so ich dir.

Aber wie auch immer Sie es mit dem Grüssen halten mögen, Markus Freitag liefert in enger Anlehnung an Robert Putnam noch 149 weitere Ideen, wie wir konkretes Sozialkapital schaffen können. Zum Beispiel so:

- Bieten Sie Nachhilfeunterricht an
- Werden Sie Mitglied der lokalen Finanzkommission
- Streuen Sie keine Gerüchte

In seinem epochalen Buch «Bowling Alone» (2000) beschreibt Robert Putnam einen dramatischen Zerfall der Nachbarschaftshilfe, der Freiwilligenarbeit, ja generell des sozialen Zusammenhalts in den USA

– die Vereinigten Staaten der Vereinzelten. Das Beispiel, das dem Buch den Titel gab: Die Amerikaner spielen zwar noch Bowling, aber immer mehr allein und kaum noch im Verein. Alle schauen fern, aber jeder für sich. Putnam macht in erster Linie den Individualisierungsschub nach 1968 dafür verantwortlich, der viele Formen von Gemeinschaftlichkeit zerstört habe.

Freitags Bilanz für die Schweiz fällt beruhigender aus. Nach den nordischen Ländern, die an der Spitze liegen, rangiert die Eidgenossenschaft unter den fünf bis zehn Ländern Europas mit dem höchsten Sozialkapital. Das ist die gute Botschaft. Die weniger gute: Der gesellschaftliche Kitt bröckelt auch hier, obschon in den letzten zehn Jahren weniger als zwischen 1970 und 2000.

Die interessanteste Erkenntnis: Der Kitt ist nicht überall gleich dick und bröckelt von Kanton zu Kanton verschieden rasch, wie ein Vergleich von Markus Freitag zeigt. Am brüchigsten ist er im Tessin, in Genf und in Neuenburg. Dort vertraut man vor allem der eigenen Familie, aber umso weniger der Gemeinschaft rundherum. Das ist quasi das mediterrane Muster, wie es Robert Putnam für Süditalien herausdestilliert hat.

Die Kantone Zürich, Basel und Bern wiederum sind bestenfalls Mittelmass in Sachen Sozialkapital, während auf den vordersten Rängen die folgenden fünf Stände figurieren: Nid- und Obwalden, Appenzell Innerrhoden, Uri und Glarus.

Ausgerechnet dort also, wo man klar Ja gesagt hat zur Masseneinwanderungsinitiative, zum Minarettverbot, zur Ausschaffungsinitiative, ist das Sozialkapital am höchsten?

Ja, genau dort, sagt Markus Freitag, in den konservativen Landkantonen, zumindest tendenziell.

- Erledigen Sie den Einkauf für ältere Nachbarn
- Organisieren Sie ein Strassenfest
- Gründen Sie eine Jassrunde

Auf dem Land wird nicht nur mehr gejasst und gegrüsst, auch Vertrauen, Toleranz und Gemeinsinn – die Grundlage jeder funktionierenden demokratischen Gesellschaft – sind dort offenbar grösser als in den Kantonen mit den grossen Städten.

Das Robotbild des Schweizer Sozialkapitalisten sieht so aus: «Wer sich im deutschsprachigen Landesteil der Schweiz als Eidgenosse bezeichnen darf, über eine

hohe Ausbildung und ein hohes Einkommen verfügt, in einem Verein und im Freundes- und Bekanntenkreis integriert ist und sich zudem noch als religiös bezeichnet, weist ein überdurchschnittliches zwischenmenschliches Vertrauen auf.» Und auf diesem Vertrauen fusst mehr oder weniger alles weitere Sozialkapital.

Was die Toleranz angeht, also «die bewusste Duldung des Falschen», wie es Freitag definiert, so ist Zürich mit dem Tessin am Schluss aller Kantone gelandet. Handkehrum haben die Glarner mitunter am meisten Vertrauen in ihre Mitmenschen, wie sie jedenfalls in Befragungen angeben. (In Freunde mehr als in Fremde, aber das ist überall so.)

Besonders wohl scheint es dem Politologen nicht zu sein mit seiner Rangliste; schon im Buch entschuldigt er sie mit dem «zeitgenössischen Durst nach Rankings aller Art». Doch wenn die Daten auch nur halbwegs stimmen, bleibt wenig übrig vom Schwarz-Weiss-Bild toleranter Städter und fremdenfeindlicher Landschäftler.

- Gehen Sie abstimmen und wählen
- Lassen Sie sich über den Milizgedanken aufklären
- Bewerben Sie sich für ein öffentliches Amt

Die direkte Demokratie zählt zu den zentralen Quellen des sozialen Kapitals. Sie schafft Identität, Vertrauen, gemeinsame Werte – und umgekehrt. «Wer die Volksrechte beschneidet, sägt am Ast der Zivilgesellschaft», warnt Markus Freitag. In dieser Erkenntnis stimmt er mit dem Zürcher Ökonomen Bruno S. Frey überein. Dieser erbrachte schon früher den Nachweis, dass zufriedener ist, wer sich möglichst gut (direktdemokratisch) einmischen und möglichst autonom (respektive föderalistisch) bestimmen kann.

Glarner glauben das gern. Wer je an einer Landsgemeinde teilgenommen hat, den braucht man kaum mehr davon zu überzeugen. Erstaunlich an diesem wohl archaischesten direktdemokratischen Ritual ganz Europas ist nicht zuletzt sein Imagewandel. Noch in den Achtzigerjahren besichtigten Ethnologen aus Berlin und Zürich das Glarner Landsgemeindevolk wie eine Herde kranker Kühe. Man hatte fast Mitleid. Heute – im Zeitalter von Stuttgart 21 – gibt es sogar eine Pseudolandsgemeinde in Zürich, während zur echten in Glarus neugierige Forscherinnen aus halb Europa, das chinesische Staats-

fernsehen oder die Assistenten von Markus Freitag anreisen.

Wer selber je mit fünftausend oder mehr «Mitandleuten» auf diesem Holzring stand, um zu «mindern und zu mehreren», der weiss: Es ist, bei allen Mängeln, ein richtig gutes Gefühl. Man gehört dazu. Fühlt sich verbunden. Die Landsgemeinde schafft Sozialkapital – für Linke wie Rechte, Alte wie Junge. Allein deshalb hätte es ein EU-Beitritt hier schwer, weil viele befürchten, dadurch werde dieses vielleicht grösste Sozialkapital des Kantons zerstört.

Die Landsgemeinde wirkt als Kitt im Innern. Zugleich dichtet diese Art von Sozialkapital gegen aussen ab, denn ein Viertel der Glarner Bevölkerung bleibt davon ausgeschlossen: die Ausländer. Doch auch sie profitieren von den vielen kurzen Wegen auf dem Land und von der dominanten KMU-Kultur: Man kennt einander. Arbeitgeber und Ämter wissen rasch, mit wem sie es zu tun haben, zum beiderseitigen Vorteil. Wo das Sozialkapital hoch ist, liegt die Arbeitslosigkeit tief, hat Markus Freitag herausgefunden.

- Treten Sie dem Schreiber-gartenverein bei
- Singen Sie in einem Chor mit
- Machen Sie mit bei der freiwilligen Feuerwehr

Wer in der Feuerwehr mitmacht, der gehört definitiv dazu, egal, ob er auf den Landsgemeindering darf. Die Feuerwehr ist der Vertrauensbeweis schlechthin. Überhaupt sind die Vereine quasi das Tafelsilber des Sozialkapitals. «Die Schule der Demokratie» (Freitag). Auch davon gibt es noch immer eine Menge in der Schweiz. Es gibt sogar Neugründungen, zum Beispiel Kulturvereine in wegfusionierten Dörfern.

Und doch kann man jeden beliebigen Aktuar und jede Vereinspräsidentin fragen, vom Kirchenchor bis zum Samariterverein: Alle jammern. Das Einzige, was im Schweizer Vereinsleben zuverlässig ansteigt, ist die Anzahl der Karteileichen. Und das Durchschnittsalter der aktiven Mitglieder.

Nachwuchs? Harzig, gerade auch bei den politischen Parteien. Nur SVP und Juso haben guten Zulauf, wohl auch deshalb, weil sie mit ihren Albisgüetlis und sozialistischen Sommerlagern mehr zu bieten haben als die Konkurrenz mit ihren drögen Pflichtparteitagen: ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Sozialkapital.

Der Knorz der Vereine liegt nicht nur an der schwindenden Lust der Jüngeren, sich länger als für einen Event zu engagieren. Er liegt auch an den Ansprüchen. Alles muss heute «professionell» sein, was immer das heissen mag, doch eines bedeutet es gewiss: das Ende des Milizsystems. In den Städten ist es faktisch tot, auf dem Land ist es bald so weit. Jeder Wanderweg bedarf mittlerweile professioneller Pflege, jedes Dorf muss den Vorgaben von oben genügen, andernfalls wird sofort reklamiert und notfalls rekuriert. So werden im Namen des Zauberwortes Professionalisierung Tausende von Ehrenämtern zu bezahlten Jobs umfunktioniert. Oder anders gesagt: Sozialkapital wird durch Finanzkapital ersetzt, nicht nur hier, sondern überall, von der bezahlten Altenpflege bis zur Alarmanlage, die den wachsamem Nachbarn ersetzt hat.

- Gründen Sie einen Gemeinschaftsgarten
- Gehen Sie an eine Vernissage
- Führen Sie eine neue Tradition ein

Nach alter Tradition ist Glarus eine Gemeinde. Seit der historischen Fusion, als man aus 25 Gemeinden deren drei machte, dürfte sich Glarus mit seinen 12 500 Einwohnern offiziell Stadt nennen, was der Gemeinderat auch wollte. Nur die Stimmbürger bockten. Sie wollen keine «Städter» werden, obwohl sie von der Stadt reden, wenn sie einkaufen gehen. Das ist nur als allergische Reaktion auf die Grossfusion zu verstehen, mit der man sich mutig, modern und effizient zeigen wollte – und erst hinterher merkte, dass damit mehr soziales Kapital verloren ging als finanzielles gewonnen wurde.

Was Stadt und Land voneinander unterscheidet: ihr Umgang mit Anonymität. Städter suchen sie, Landbewohner fürchten sie. In der Stadt ist Anonymität normal, auf dem Land ist sie fremd – oder war es zumindest lange Zeit. Deshalb ist Zuwanderung in die Stadt das gefühlte Gegenteil von Zuwanderung aufs Land und sind 25 Prozent Migranten hier nicht das Gleiche wie 25 Prozent Migranten dort. Zuwanderung in die Stadt bedeutet mehr Stadt, und das ist für viele gut, weil es mehr Grossstadtfeeling verschafft, mehr Internationalität. Zuwanderung aufs Land hingegen heisst mehr Anonymität, also weniger Land.

Wird eine Landgemeinde anonymer, dann wird sie nicht städtisch, sondern

Text MARTIN BEGLINGER
Bilder ANDRI POL

Ich wohne an einem Ort mit hohem «Sozialkapital»: im Kanton Glarus. Das klingt irgendwie gut, obwohl viele Glarner wohl nur wenig zu diesem Begriff sagen könnten, würde man sie auf der Strasse danach fragen. Was sie jedoch auf der Strasse sagen: «Grüezi»; auch Leuten, die sie nicht persönlich kennen, und manchmal sogar «Wildfremden», womit wir schon beim Thema sind.

- Idee Nummer 85 zur Förderung des Sozialkapitals:
- Grüssen Sie Fremde

Der Tipp stammt aus dem Buch «Das soziale Kapital der Schweiz». Es ist keine Strandlektüre mit den vielen Zahlen und Tabellen – und doch ist die Lektüre lohnend. Denn hier geht es ums Eingemachte: um die Frage, was diese Gesellschaft im Grunde zusammenhält.

Der Autor, der sich seit Jahren damit beschäftigt, heisst Markus Freitag und ist ein 46-jähriger Politologieprofessor, der vor zwanzig Jahren aus einem Schwarzwälder Nest in die Schweiz zog. Heute pendelt er zwischen Zürich, wo er wohnt, und Bern, wo er an der Uni lehrt. In Glarus war er noch nie, doch er fährt regelmässig nach Flims, wo ihn Mal für Mal verblüfft,



*Links: Die 55 Mitglieder der Harmoniemusik Glarus bei ihrer wöchentlichen Probe im Oberstufenschulhaus Buchholz.
Diese Seite: Hier, oberhalb von Elm, grüsst man sich eben auch noch auf dem Töff.*



Agglo. Dort, im breiten Mittellandgürtel, zwischen Aldis und Wohnblocks, Solarien und Tankstellenshops, ist in den letzten Jahrzehnten wohl am meisten Sozialkapital geschwunden, und es ist kein Zufall, dass dort die Abstimmung über die Masseneinwanderung entschieden wurde.

- Gehen Sie in die Theatergruppe
- Loggen Sie sich aus, und gehen Sie in den Park
- Stutzen Sie Ihre Gartenhecke

Nichts fürchten die eingeborenen Landmenschen mehr als die schleichende Anonymisierung: Die Alten sterben weg, die Jungen wandern ab, die Zuzüger bleiben unbekannt. Läden schliessen, Beizen schliessen, Schulen schliessen, Wartsäle schliessen – «wegen Vandalismus», wie es an der Türe heisst. Vorboten der Agglouisierung.

Markus Freitag zitiert eine Rede Peter Bichsels, die dieser 2013 vor Schweizer Eisenbahnern in Olten hielt: «Man trifft sich nicht mehr in der Käserei, nicht mehr samstags beim Dorffriseur, nicht mehr in der verrauchten Dorfbeiz ... Man trifft sich nicht mehr auf dem Dorfplatz. Was ein-

mal Öffentlichkeit hiess, verkommt zur Grill- und Partygesellschaft – man bleibt unter sich und trifft ein Leben lang dieselben Leute. Man lebt nicht mehr unter allen, sondern nur noch unter sich ... Ich fürchte nur, dass letztlich Demokratie ohne Öffentlichkeit nicht funktionieren kann, ohne das Gefühl des Zusammenlebens, des Zugehörens zu allen.»

- Gründen Sie eine Beiz
- Gehen Sie in die Pfadi oder Cevi
- Treten Sie dem Rotary oder dem Lions Club bei

Alle reden vom Stadt-Land-Graben, doch funktionieren Schweizer Städte tatsächlich so ganz anders als Dörfer? Ja und nein, wenn man Markus Freitag zuhört. Man kann die Stadt auch als Gesellschaft von segmentierten Stämmen sehen, die mehr nebeneinander als miteinander leben. Es gibt den Stamm der Kreativen, der städtischen Angestellten, der Gewerbler etc. Der Stamm in der Stadt ist fast so übersichtlich wie das Dorf, und genau deshalb suchen viele das Dorf in der Stadt. Man teilt ähnliche Vorlieben, die gleichen Abneigungen – und eben: Man kennt sich. Im

Stamm wird Sozialkapital geschaffen, und wie hoch es für den Einzelnen ist, offenbart sich zum Beispiel daran, ob und wie rasch man eine schöne und bezahlbare Wohnung findet. Die Stadt bietet den Bewohnern also beides: das Sozialkapital im eigenen Stamm und die Anonymität, wenns im Stamm mal zu eng wird.

- Kaufen Sie beim Bäcker und Metzger in der eigenen Gemeinde ein
- Trainieren Sie den Nachwuchs des lokalen Sportvereins
- Sagen Sie den öffentlichen Angestellten öfters «Danke»

Hohes Sozialkapital hat auch seine Kehrseite: Sozialkontrolle. «Stadtluft macht frei», hiess es schon im Mittelalter, als die Leibeigenen vor ihren Grundherren auf dem Land in die städtische Anonymität flohen. Das Landleben ist zwar längst nicht mehr uniform wie eine frisch gestutzte Thujahecke, sondern bunter denn je – und die Landliebe erst recht. Im hintersten Kaff gibt es mittlerweile Kurse für «sexuelle Entpanzerung», auf dem entlegensten Hof leben Eidgenossen mit Kubanerinnen, Russinnen, Filipinas, Ukrainerinnen.

Nichts fürchten die eingeborenen Landmenschen mehr als die schleichende Anonymisierung: Die Alten sterben weg, die Jungen wandern ab, die Zuzüger bleiben unbekannt.

Trotzdem sind die Städte noch heute voll mit Landflüchtlingen auf der Suche nach unverbindlicher Gemeinschaftlichkeit, denen graut bei der Erinnerung an ihre Verwandten und Nachbarn, an diese Nester der Intoleranz. Aber wie viel besser steht es wirklich um die Toleranz in den Städten? Markus Freitag ist vorsichtig nach 15 Jahren Forschung. In der Stadt weicht man dem aus, was einem nicht passt, denn man hat Alternativen. Das hat allerdings eher mit Gleichgültigkeit zu tun als mit Toleranz. Denn echte Toleranz – eben die bewusste Duldung des Falschen – «muss wehtun», sagt Freitag mit dem politischen Philosophen Rainer Forst.

Anders auf dem Land, wo es vielleicht nur einen Turnverein gibt und nicht hundert Fitnessclubs. Im Dorf begegnet man sich zwangsläufig öfter – am Arbeitsplatz, in der Schule, auf der Strasse. «Das Gesetz des Wiedersehens», nimmt Freitag eine Formulierung des Soziologen Niklas Luhmann auf, erfordert gelebte, nicht nur behauptete Toleranz.

- Nehmen Sie im Zug oder Bus freiwillig das Gepäck vom Sitz

Ein Tipp insbesondere für die Pendler, von denen es bekanntlich immer mehr gibt, was wiederum schlecht ist fürs Sozialkapital einer Gesellschaft, wie Robert Putnam zumindest für die USA belegen konnte. Der grösste Vereinsfreund, den ich kenne, ist zwar der Präsident des Glarner Pendlervereins (dessen Aktuar ich bin), doch das dürfte den amerikanischen Politologen nicht wirklich beeindrucken. Zehn Prozent länger pendeln heisst laut Putnam zehn Prozent weniger gesellschaftliches Engagement nach Feierabend.

Doch das wahre Drama für die Landkantone sind nicht die Pendler, sondern es ist der Braindrain, wie man das heute nennt. Wohl neunzig Prozent der Jugendlichen, die in Altdorf, Glarus oder Appenzell die Matura machen, wandern in die Welt aus – und kehren nie mehr zurück, ausser für einen Besuch an der Landsgemeinde, weil sie hier keine entsprechenden Arbeitsplätze als Spezialärztinnen, Astrophysiker, Unternehmensjuristen oder Biotechnologinnen finden.

Vor zwei, drei Generationen war das noch anders. Da kehrten die Jungakademiker dorthin zurück, wo sie herkamen, und bildeten so den lokalen Filz, eine weitere

Form ländlichen Sozialkapitals, die sich mehr und mehr auflöst. Das mag die alten Seilschaften betrüben, doch es ist zugleich die grosse Chance der aufstrebenden Secondos, die jetzt eigene Firmen aufbauen oder Regierungsräte werden.

Ein letzter Tipp von Markus Freitag:

- Seien Sie aufmerksam

«Das allein hilft, den Weg von der Selfie-Gesellschaft zur brückenschlagenden Gemeinschaft vorzuspüren, egal ob auf dem Land oder in der Stadt.»

Buchhinweis:
Das soziale Kapital der Schweiz. Herausgegeben und verfasst von Markus Freitag, Verlag NZZ Libro 2014

MARTIN BEGLINGER ist «Magazin»-Redaktor.
martin.beglinger@dasmagazin.ch
Der Fotograf ANDRI POL lebt in Basel.
www.andripol.com



Ferien XXL

CRANS MONTANA

www.crans-montana.ch



Reservieren Sie unsere Packages unter:

www.crans-montana.ch/offresspecialescm



NUR DAS BEZAHLEN, WAS ICH WIRKLICH BRAUCHE.

Mit dem neuen Sunrise Home lassen sich Internet, Festnetz und TV schon ab CHF 60.–/Monat für Sie optimal kombinieren. Unser Konfigurator hilft Ihnen mit vier einfachen Fragen, Ihr individuelles Paket zusammenzustellen:
sunrise.ch/meinpaket

comparis.ch sagt:

Mit dem «Sunrise Home» Angebot überholt Sunrise die Konkurrenz klar.

comparis.ch, 23.6.2014

Sunrise internet start, phone start, TV start für CHF 60.–/Monat



Das macht Sinn. **Sunrise**